

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 109.

Mittwoch, 10. Mai.

1916.

(B. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Beder (Wiesbaden).

Im Salon von Frau Olga Tartakowa war bereits eine Anzahl Gäste versammelt, als Vera und Sergei eintraten, doch von dem Gefühl des Fremdseins wurde Vera schnell befreit, da die Wirtin sich aus dem Kreise, der sie umgab, gelöst hatte und ihr entgegengekommen war.

Indem sie ihr beide Hände entgegenstreckte, sagte sie zu Sergei: „Das ist nett von Ihnen, daß Sie Ihre Schwester überrascht haben, mitzukommen, ich fürchtete schon, da Sie mir gestern erzählten —“ dann sich zu Vera wendend: „Seien Sie mir herzlich willkommen, ich hoffe, Sie werden sich wohl bei mir fühlen —“ und die eine ihrer Hände noch immer haltend, führte sie Vera zu dem Sessel, auf dem sie vorher gesessen, rückte einen zweiten Sessel heran und setzte sich zu ihr. „Ihr Bruder findet sich schon zurecht, der ist hier nicht mehr fremd — das sollen Sie auch nicht lange bleiben, erlauben Sie“ — Vera hörte mehrere Namen, dann wurde die bei dem Eintritt der Geschwister unterbrochene Unterhaltung fortgesetzt und sie fand Zeit, die Gesellschaft zu mustern.

Den ihr zunächst Sitzenden kannte sie schon von Ansehen. Es war dies ein alter General, der die zweite Etage des Hauses bewohnte. Jetzt nicht mehr aktiv, war sein Name, General Pastuchow, doch noch unvergessen, war er doch einer der hervorragenden Männer des türkischen Krieges und hatte sich namentlich, damals noch ein junger Offizier, bei Führung der Armee über den Schiplapaf ausgezeichnet. Witwer, sehr vermögend, fehlte er an den Freitagabenden nie im Salon der Tartakowa, wie er auch stets bei ihren öffentlichen Konzerten anwesend war. Neben der Künstlerin, er war ausgesprochener Musikfreund, verehrte er wohl auch die schöne Frau in ihr, wie sich leicht aus der Galanterie, mit der er ihr begegnete, entnehmen ließ.

Nun zur Seite saß eine ältere, sehr starke Dame, eine frühere Sängerin der Kaiserlichen Oper, Witwe eines Staatsrats, dann folgten ein paar jüngere Herren, wohl Gesang- oder Klavierkünstler, wenn man darauf aus den glatt rasierten Gesichtern und langen lockigen Haaren schließen durfte, und etwas abseits sitzend, ein auffallend schöner Gardeoffizier, zu dem sich Sergei gesellt hatte.

Im Nebenraum, in dem der Flügel stand, saßen und standen einige Damen und Herren, blätterten in den Noten und plauderten über das letzte Sinfoniekonzert im Saale des Adelsflufs.

Es wurde Tee herangereicht, und während Vera mechanisch mit dem Löffel in ihrer Tasse herumrührte, stellte sie Betrachtungen an: Wie kam der Offizier in diesen ausgesprochenen Künstlerkreis — mit seinen hochmütig blickenden Augen und dem leicht blasierten Zug am Mund schien er in eine ganz andere Welt zu gehören, nur einem Zwange gehorchend, in diesem Kreise zu sein.

Vielleicht war er ein Verehrer der Wirtin — aber dann hätte er sich doch nicht so abgefordert gehalten,

wohl eher die Nähe der schönen Frau gesucht, das war es also doch nicht. Vera empfand beinahe ein Gefühl der Befriedigung, dies nicht glauben zu brauchen, denn, wenn auch noch uneingestanden, der Offizier hatte ihr Interesse erregt, etwas wie Neid war in ihr aufgestiegen, als ihr dieser Gedanke gekommen.

In ihrem Grübeln hatte sie ihre Blicke auf ihn lassen und sich erschreckt zusammen, als ihre Augen jetzt plötzlich den seinigen begegneten.

Schnell wandte sie sich ab und mischte sich in die Unterhaltung, dabei hatte sie nicht bemerkt, daß inzwischen aus dem Nebenzimmer ein hagerer Herr in tadellosem Gesellschaftsanzuge zu der Gruppe, in der sie saß, herangetreten war und wohl schon einige Augenblicke neben ihr gestanden hatte.

Als sie ihn dann bemerkte, verbeugte er sich vor ihr und Vera hörte Frau Tartakowa sagen: „Erlauben Sie, Vera Alexandrowna, mein Mann.“

Sie nahm die ihr gebotene Hand und neigte den Kopf, dabei mußte sie daran denken, was Sergei ihr von dem Manne der Wirtin erzählt, und fast mit Neugier sah sie zu dem vor ihr Stehenden auf: Ein beinahe alltägliches Gesicht mit matten Augen und blasser, gelblicher Farbe, die durch den dunklen Vollbart noch mehr hervortrat. Sie schauderte leicht in sich zusammen, als sie spürte, wie die Hand, die er ihr gereicht, zitterte und zog die ihre unwillkürlich schneller zurück, im gleichen Augenblick jedoch überkam sie Mitleid mit dem Mann, sie bereute, was sie getan und suchte, indem sie in ihre Worte eine besondere Freundlichkeit legte, das wieder gut zu machen.

Es blieb ihr jedoch keine Zeit, die angefangene Unterhaltung fortzusetzen, denn Olga Tartakowa hatte sich erhoben, mit ihr die Herumsitzenden, man begab sich in das Musikzimmer, es sollte musiziert werden.

Während ein Teil der Gäste, darunter der General, der der Wirtin den Arm gereicht, um sie zum Flügel zu führen, ins Nebenzimmer ging, Vera ihnen langsam folgte, trat Sergei mit dem Gardeoffizier auf sie zu und stellte ihn vor:

„Graf Boris Wladimirovitch Stroganow hat mich ersucht, ihn bekannt zu machen.“

Der Offizier hatte sich tief verbeugt und Vera die Hand geküßt. Als er sich jetzt aufrichtete, sah Vera, daß der Hochmut aus seinen Augen verschwunden und statt dessen eine aufleuchtende Bewunderung darin zu lesen war. Auch seine Gesichtszüge erschienen ihr nicht mehr blasiert, wie vorher, sondern lebhaft angeregt, und sie durfte nicht daran zweifeln, daß diese Veränderung durch sie hervorgerufen war.

Stroganow wollte eben ein Gespräch mit ihr beginnen, als aus dem Nebenzimmer die ersten Töne des Flügels sich hören ließen und gleichzeitig unter der Tür eine nicht mehr junge Dame erschien, die, den Finger an die Lippen gelegt, durch dieses Zeichen Ruhe für die Musik erbat.

Der Graf lächelte leise auf, als er die Erscheinung sah, dann sagte er im Flüsterton zu Vera:

„Ist es nicht sonderbar, daß, wenn musiziert wird, alle und alles andere rings umher schweigen sollte, — ich finde, daß gerade der Lärm, den die Musik verursacht, dazu herausfordert, mitzukommen, sich wenigstens keinen Zwang auferlegen zu müssen — statt dessen soll man wie in der Kirche sitzen, nur das Spiel lauschen — das ist doch nicht jedem gegeben.“

Vera sah ihn verwundert an: „Weshalb sind Sie denn hier?“ wollte sie fragen, doch sie schwieg, denn wieder stieg der Gedanke in ihr auf: Was kann ihn hergeführt haben?

Als ob er diese Frage in ihren Augen las, sagte er: „Sie sehen mich erstaunt an, können sich wohl nicht erklären, was mich bewogen hat, hierherzukommen — ich muß auch um Vergebung bitten, daß ich mit meinem Glaubensbekenntnis über Musik so aufdringlich gewesen bin, Sie, die Sie wohl anders darüber denken, vielleicht verlegt habe — also mille pardons“ — er griff nach ihrer Hand und drückte von neuem einen Kuß darauf, — „doch treten wir etwas zurück, ich sehe die ruhigesietende Göttin sich wieder der Thür nähern — und gestatten Sie mir, Ihnen eine Erklärung für meine unbedachten Worte zu geben: Ich bin nicht musikalisch, liebe Musik nur in schmetternden Fanfaren, meine Gegenwart hier ist eine halberzwungene, ein Pflichtdienst meinem Onkel gegenüber“ — er machte eine Handbewegung nach dem Musikzimmer hin — „dem ich diesen Abend in der Woche opfern muß. Er hat mich erzogen, als meine Eltern früh starben, ich kann dem einzigen Mann, dessen einzige Passion die Musik und — ich bin, die Freude nicht verderben. So erheine ich regelmäßig jeden Freitag hier: ein Professor in diesen geweihten Hallen. Aber verzeihen Sie nochmals, gnädige Frau, — das alles interessiert Sie wohl kaum, ich bin auch schon fertig, vielleicht ziehen gnädige Frau vor, statt mein Geschwätz anzuhören, die Musik zu genießen, wovon ich Sie in unverantwortlicher Weise abgehalten habe, weiß Gott, wie ich dazu gekommen, Sie mit meinen persönlichen Angelegenheiten zu belästigen.“

Er hatte das alles in so launiger Weise vorgebracht, daß Vera weit davon entfernt war, ihm zu zürnen, im Gegenteil, sie stimmte ihm in ihrem Innern fast zu und hatte das Gefühl, daß sie, wenn sie nicht gezwungen wäre, sich durch die Musik einen Weg in die Zukunft zu bahnen, vielleicht nicht viel anders wie er selbst darüber urteilen würde. In ihr lag nichts von Begeisterung für die Kunst, für die Musik im besonderen, und fast schämte sie sich, daß er erfahren müsse, welche Lebensaufgabe sie vor sich hatte — vielleicht erlosch dann sein so sichtbares Interesse für sie und er stellte sie in eine Reihe mit jenen Enthusiastinnen, die jetzt eben Frau Tartakowa nach Beendigung ihres Spiels jubelnd umringten.

Sie war noch mit sich im Zweifel, ob sie ihn nicht besser selbst aufklären sollte, als ein Teil der Gesellschaft aus dem Musikzimmer in den Salon zurückkehrte, um sie herum Ausrufe über den wunderbaren Vortrag der Künstlerin laut wurden und sie in die allgemeine Unterhaltung mit hineingezogen wurde.

Auch später bei den weiteren musikalischen Vorträgen und dem darauffolgenden Souper, bei dem sie ihren Platz zwischen der Wirtin und dem General hatte, bot sich ihr keine Gelegenheit dazu, und als sie dann wieder in ihrer Wohnung war, erschien es ihr gut so, vielleicht hätte sie unter dem Eindruck, den sie von dem Manne empfanden, mehr gesagt, als ihr bei ruhiger Überlegung richtig schien — mochte er denken, was er wollte, was hatte sie dem Fremden ihr Fühlen mitzulegen. In den nächsten Wochen würde sie ihn nicht wiedersehen, die Musikabende fielen aus, da Frau Tartakowa nach Moskau und Kiew reiste, um dort Konzerte zu geben — in der Zwischenzeit würde er sie vergessen haben und sie nicht mehr an ihn denken.

Das alles konnte nicht hindern, daß sein Bild ihr in Erinnerung blieb, alles, was er geiprochen, sie beschäftigt, und am nächsten Tage, als sie sich fertig machte, um zum Professor zu gehen, fühlte sie, wie sehr er ihr aus der Seele geiprochen. Fast unlustig kleidete sie sich an, immer wieder hörte sie seine Worte und den Spott, der daraus über die Musikenthusiasten klang, der Wunsch, frei zu sein, frei in ihrem Denken und Handeln, regte sich immer stärker in ihr, und sie war nahe daran, in Tränen auszubrechen, wann sie sich vorstellte, daß sie nun Wochen, Monate, vielleicht jahrelang üben sollte, immer nur arbeiten ohne Freude vom Leben und vielleicht ohne etwas zu erreichen. Der noch so junge Lebensmut, der in ihr erwacht war, wollte sie schon wieder verlassen: Was würde denn bei alledem herauskommen? Nichts — mit einem Male glaubte sie zu erkennen, daß es ihr an Fleiß und Energie fehlen würde, und das, was sie noch vor ein paar Tagen sich so leicht erreichbar vorgestellt, erschien ihr jetzt als etwas Unmögliches — nie würde sie eine Künstlerin werden, nur Mühe und Plage würde sie haben, alt und grau werden, um dann später in irgend einem Musikalon herumzusitzen und in das überflüssigliche Lob der gealterten Musikrinnen einzustimmen.

Ein förmlicher Widerwille erfaßte sie gegen alles, was mit Mühe und Arbeit zusammenhing — wie sollte sie sich auch an die Plackerei nach dem sorglosen, bequemen Leben, das sie geführt, gewöhnen.

Auf ganz phantastischen Wünschen ertappte sie sich, Wünschen, über die sie erröte: Wena sie doch jemand fände, der ihr all diese Sorgen abnähme, gleichviel wie, nur heraus aus diesem Elend.

Und da waren ihre Gedanken wieder bei dem Offizier, den sie am verschlossenen Abend kennen gelernt.

Wie wohlthig hatte sie sich im Zusammensein mit ihm gefühlt, wie gern zugehört, wenn er sprach, ganz gleich, was er sagte — kaum ein Wort entwidert, um nur den Hauch, der über sie gekommen, nicht zu stören — aber der dachte wohl heute gar nicht mehr an sie, wenn sie auch wohl bemerkt hatte, wie seine Blicke auf ihr ruhten, sie auch später bei dem Souper noch immer gesucht hatten. Beim Abschiedshandkuß hatte er ein paar Worte geflüstert, sie hatte nicht verstanden, was — aber was war ihm das gewesen: ein Flirt, um sich die öden Stunden in der ihm unsympathischen Gesellschaft zu verkürzen.

Sie seufzte tief auf und sah sich im Zimmer um: Herrgott — die Bioline — die hatte sie ja gar nicht angewöhnt, keinen einzigen Geigenstrich hatte sie gemacht, mit welchen Augen würde sie Unmuth ansehen. Ein Trost kam über sie: mag er, vielleicht jagt er mich heute schon wieder fort, auch gut, auszuhalten ist das Leben ja doch nicht mehr.

Ehe sie ging, trat sie doch noch vor den Spiegel — so ganz gleichgültig schien ihr wenigstens nicht zu sein, wie sie ausfähe, — und als sie sich eine Weile betrachtet, zog ein Lächeln über ihre Züge, sie war zufrieden mit sich — was sie oft in den letzten Jahren gehört, wenn sich ihr Männer in der Gesellschaft zu nähern gesucht, daß sie schön sei — dort ihr Spiegel bestätigte es ihr. Mußte sie wirklich schon verzweifeln, gab es denn keine Aussicht mehr, sich das Glück, wie sie es sich dachte und ausmalte, zurückzugewinnen?

Der Mut der Jugend gewann schon wieder die Oberhand in ihr, und als sie die Treppen hinunterging, sumnte sie leise eine Melodie vor sich hin.

In der zweiten Etage traf sie auf General Pastuchov, der eben aus der Thür seiner Wohnung getreten war.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

„Es kommt immer ganz anders!“ Das ist das wahrste Wort und im Grunde zugleich auch der beste Trost, der dem Menschen auf seinem Erdenleben mit auf den Weg gegeben worden ist.

Ed. Raabe.

Kampftage in Flandern.

Skizze von Wilhelm Pieper (Düsseldorf).

Samtschwarze Wasser, die mächtig tief schimmernd, rauchborkige Pappeln und Mispeln, die mit breiten Armen uralte Gehöfte in traumhaft stiller Ebene schirmen, und Neckfleine, welkangeordnete Dörferchen, die sich verschüchtert in die Mauersalten hochaufragender, steingrauer Dome schmiegen. Und schließlich Städte und Städtchen mit wunderbar verschörkelten Bildwerken und seltsam gezackten Giebeln, mit merkwürdig altflugen, stillen Leuten, die auf schwerem Schuhzeug über blaues, rundköpfiges Pflaster klappern, und darüber ein Himmel, staubblau und blank, mit fliegenden Heeren flodrigweißer und schwarzgrauer Wolken, die ein salzherber, wildwirbelnder Sturmgefelle irgendwo aus Westen und Nordwesten weit austreibt über braunscholliges, grünflinkendes Land, ein jauchzender Wind, der alte, volltönende Lieder hell klingen läßt, der Erinnerungen längst begrabener Zeiten wie vergilbte Mäntel aufjagt und durch schlafende Etzeln und weidenbefränzte Felder ein Summen und Singen trägt von silberhellen Wehglöcklein und knisternden Seidenfahnen. Das ist flandrisches Land. Auf unerschöpflich reicher Erde trug es tausendfältig sprossende alideutsche Kultur, und nun deckt der Krieg seinen roten Mantel über das Gottesland deutscher Kunst und Schönheit, und das Paradies ward zur Hölle. —

Trommel- und Pfeifenklang und ein rauschendes Marschlied. Deutsche Jäger und Infanterie ziehen in hart stampfendem Gleichschritt über schwarzschimmernde, regenglänzende flandrische Straßen. Eine Reitertruppe mit zackigem Rückenschild der Bajonettspitzen. Klaffende Reuten großer und kleiner Hunde, die Herzen und Gein verloren, traben mit hängenden Ohren zur Seite. Durch die lehmige Schmutzschichten beschmuppen sie ihre neuen, rauchbärtigen Freunde, die eine ihrem Hundebirn wohl fremde Sprache reden, aber mit Liebesungen und Proststücken nicht geizen. Rechts im Weidenland hoch behäbig breit, wie ein würdevolliger Straßenhüter, ein weitläufiger Bauernhof inmitten eines Götterhaines von Linden und Ulmen. Die tiefen Dächer stahl der Krieg nach hartem Recht, aber eine Baukunst, die im Vorübergehen geist, zauberte lustige Dächer von Holz und Pappel, darunter sich eine Feldschmiede aufstaut. Um gungelnde Flammen lagert Soldatenvolk aller Waffen. In rollendem Donnern, dann wieder in dumpf verhallenden Schlägen schleppt der gesprächige Westwind den Schlachtgesang der Kanonen in den Kreis der nachdenklich ersten Männer und baut große graue Wölber vor glänzende Augen, Wölber voll Blutleuchtenden, wilden Lebens, voll Rärm und Rauch. Weiter rollt polternd und stampfend die breitgliedrige Kette unendlicher Heermassen auf unendlichen Straßen, und drüben im Westen hält Moloch Krieg mit flammender Geißel furchtbare Heerschar, schreitet der Tod die Front ab. —

Beispielte Bäume, Wägen und Hausatstrümmen rechts und links, und da und dort in kürzeren und längeren Abständen Toteninseln unter Holzkreuzen, so schmutzlos wie das Sterben selbstverständlich. Die Straße wird zum Saumpfud. Aus schlammfarbenen, dann wieder morastdunklen Wassern wachsen gedrungene Weidenstämme, ragen Holzsäune, Baumgruppen und höhergelegene Gehöfte, die der Krieg zu bizarren Schutthäufen künzte, heben sich aufgetriebene Kadaver von Kindern und Pferden, die Köpfe teilweise wie Rettung suchend hochgestreckt. Kanonendonner hämmert in den Ohren, und heisende Rauchschwaden kriechen dicht über die Schmutzflut. Der mittlere Fahrdamm bleibt frei für den rückflutenden Verkehr. Wagenkolonnen rüber durch breite Erdrillen, Sanitäts- und Militärautos schleudern klatschende Schlammratten seitwärts, Flüche, Gelächter, Pferdegetrappel, und weiter kreist das brandende Leben unter weißlichen Schleim peitschender Regenböen. — — —

Glühende Dachsparren leuchten in die Wäris von meterhohen Schutthügeln. Ein flandrisches Dörfchen in zerfärbender Feuerlinie. Mit tropischen Gewitterdonnerschlägen kerkst aufschlagende Granatengröße zwischen Stein- und Holztrümmern in grauweißen Staubwolken auf. Am Markt soll ein Kommando einquartiert sein. Die Wertschaft vernahmen wir. Aber das „Wo“ in diesem unheilvollen Ruinenneft aufzustöbern verlangt Nervenstärke und mehr noch Maulwurfskünste. Mühevoll steigt es sich über Wälle von Balken und Mauerwerk. Fische Feuerzungen leden empor, und heiß preßt sich das dickledrige Schuhzeug gegen

die mißhandelnden Fußsohlen. Hinter uns bricht eine Giebelwand ein, und der Boden zittert im schweren Aufschlag. Drei tote Soldaten liegen teils begraben unter Steinmassen. Als hätte er das Verhängnis abwehren wollen, stützt einer die Häufte gegen die erloschenen Augen. Keine Zeit bleibt zum Rückschauen, und kein Ruhepunkt in diesem Glend bietet sich den qualmgeröteten Augen. Dicht vor uns bohrt sich, dumpf einschlagend, ein Geschloß zwischen Trümmertügel. Sekunden schnell versinken vier Leiber zwischen spitzem Gestein. Schon erschüttert ein metallisch hartes Donnern die Luft, und fast begräbt uns ein Steinhaagel. Platte Gesichter, dünne Blutrinnele auf gelbweißer, strapazier Haut, vier Gestalten tockeln betäubt durch das Chaos, umweht von Verwesungsgeruch, verfolgt von Rauch und haschernden Flammen. Da, ein Anruf, aus Gekipalt, wie Geistergeschrei zu uns heraufklingend; unwillkürlich forcht man nach verschütteten Menschenleibern, da winken Hände und Mähen aus vergitterten Kellerlulen, hilfreiche Hände zerrren uns in wohlthätiges, schützendes Dämmerdunkel, wir sind in der Kommandantur.

Just schaut es aus wie ein Märchen. Auf prunkvollem Bronzelenchter tropfen zwei gelbflammige Kerzen. Ein blauer Teppich mit brennend roten Rosen deckt die Steinfliesen, und schwarzgebeizte flämische Geschirrschränke, wunderbar gearbeitet, mit wertvollem altem Porzellan und Zinnrat, säumen die Wände. Und die freien Wandflächen verhüllen kostbare Bilder in schweren Rahmen und persische Gewebe. In saphirblauen, gepolsterten Armesseln lehnen Offiziere, und ein graubärtiger Major redet mit uns. Wie aus feinen Kataomben klingt seine Stimme herüber, und er lächelt müde und meint: „Es ist dieses alles, was wir den armen Menschen zu retten vermochten, meine Herren; leider ging viel verloren.“

Bald strecken auch wir uns in weiche Polster. Aromatische kleine Wölber träufeln von delikaten Zigarren auf, und ein Duft von braunrotem Grog umschmeichelt wohlgefällig witzende Piecher. Und draußen tobt die wilde Jagd in den Lüften. Ein Heulen, Brüllen und Knattern jagt über den graumölkigen Himmel, und brüllendes Krachen poltert den dröhnenden Luftst. Und allemal kirren hell die runden Döfster Porzellanschalen gegen die vorgelegten geschnittenen Giebelstübe, und erschreckt ducken sich die kleinen Kerzenflämmchen auf dem großen Bronzelenchter.

Es dunkelt, und wir müssen zurück. Die Kanonade wird heftiger, und kühlende Schneeflöden rieseln auf Gesicht und Hände. Bis zur Reize kostete das arme Dorf den Reich der Kriegsgelben aus. Nichts blieb ihm als Name und Erinnerung. Schauerlich ist der Müdmarisch. Schmerzende Hände tasten sich über trümmergefüllte Straßen, über weiche, eisigkalte Kadaver. Dann und wann flackert eine erlöschende Flamme hoch über gepenstige Mauern und stellt sekundenlang blutrote Lichter auf kalkhelle Schutthalben, hängt purpurne Fackeln an schwarzverbrannte, aufsteigende Balken und streicht mit zuckenden Fingern über starre düstere Totenmassen.

Vor uns liegt die rettende Landstraße. Sie ist außerhalb des Feuerbereichs. Der Schnee wirbelt dichter, und um die nichtbetretenen Flächen rings um die hohen Gischen lagern sich weiße Ringe. Schnell und fast geräuschlos windet sich der hin- und rückwärtsflutende Verkehr ab. Mit abgeblenden Lichtern knirschen Fuhrwerke aller Art durch den verschlammten Fahrdamm. Rosse schnauben, stumme Menschen huschen schattenhaft vorüber, und aus dem Westen flammte es über den rotschillernden Morast, dunkelglühend niederfinkend, dann wieder grell aufleuchtend, und dumpf rollt der Geschloßdonner durch die Nacht. — —

Wieder stellt ein kleines Dörflein seine schwarze Silhouette gegen den rotdunkeligen Nachthimmel. Manches Haus nahm ihm der Krieg und viele Dächer, bis im dreimaligen Ansturm der Legionen der Geschloßhaag weit zurückdröbte. Nun steht es im reichen Szenenwechsel eines deutschen Heerlagers. Junges Gefaboll bezieht Quartier. Strohbedeckte, gebückte Trupps leuchten vorbei. Raumkünstervogungen erfahren humanitäre Behandlung. Stroh und Dach und traumloser Schlaf wird als Gottesgeschenk gepriesen. Dann berichten die feuergetauften Alten den stumm horenden Jungen von den großen und kleinen Erlebnissen, von all den grausen und kranken Dingen aus der wildbewegten Front da vorn. Von märchenhaften Taten hört man, die Davids alttestamentliches Selbentum zu Alltagschmerzen

stempelt. Und Öl- und Wachsfämmchen blinken durch kleine Scheiben. Lichtpünktchen huschen über die Straßen, die Schirmengewirr erfüllt und kurze Kommandos, und eine Ziehharmonika quiekscht dazu ein Schellenlied. Und auf dem Marktgebiet baden und braten Küchenkundige deutsche Jungens mancherlei würzige Genüsse, dicke, zeltüberdachte Wagengruppen sind aufgefahren, und in langen Bügen rasseln Munitionslorernen, schwere Trains führen über die Hauptstraße — es könnte lustiger Jahrmakel sein, wären die Bilder nicht so einfarbig, so waffenstarrend. —

Über zerhobene Sparren und spitze Dächer hinaus wächst das wuchtige Gemäuer eines alten gotischen Domes. Der Turmhelm fehlt, die hohen Buntscheiben zerprungen in tausende farbige Glassplitterchen, und aus metergroßen Böchern im Chor und Seitenschiffen gähnt die Nacht. Aber eine wunderliche Helle wagt durch die mächtigen, säulengestützten Hallen, wagt durch Fensterhöhlen, durch Mauerrisse und breite Portale, flimmernde Lichtspitze in die Finsternis bohrend. Im wehenden Herzensschimmer blinkt ein Hochaltar in Gold und Marmor, und eine Gottesmutter mit ernstem Anblick wiegt auf Marmorchänden ein Knäblein mit funkelndem zwölfzähligen Sternkränlein. Und Kopf an Kopf gedrängt, bis in die äußerste Nische, beten deutsche Krieger, und vielstimmiger Orgelflang braust durch die Hallen. Und es war so seltsam feierlich, dieses deutsche Gottesgedenken im nächtlichen Flantern.



Aus der Kriegszeit.

Goethe über Deutschlands Zukunft. In dieser Zeit der großen weltgeschichtlichen Ereignisse, in der so viele alte und neue Prophezeiungen die Öffentlichkeit beschäftigen, erscheint für uns Deutsche ein Gespräch Goethes von besonderer Bedeutung, das der Dichter in dem wildbewegten Jahre 1818 mit dem 1847 verstorbenen Geneser Professor der Geschichte, Heinrich Luden, über die Zukunft Deutschlands führte. Die Unterredung, die in den demnächst erscheinenden Erinnerungen von Heinrich Luden „Goethe über Deutschlands Zukunft“ (Verlag von Karl Curtius, Berlin) aufgezeichnet ist, fand im November 1818 in Weimar statt. Unter der Einwirkung der damaligen Ereignisse und in Anknüpfung an den von Luden vorgebrachten Plan, zum Heile der deutschen Freiheit eine politische Zeitschrift zu gründen, machte Goethe die folgenden Äußerungen, die Luden wörtlich niederschrieb: „Die großen Ideen“, sagte Goethe, „die Ideen von Freiheit, Volk, Vaterland sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich halte ihn so fest als Sie, den Glauben an Deutschlands Zukunft. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszu sehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbei zu führen. Aus Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Leben nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurück bleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufliege, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

Eine kabbalistische Friedensprophezeiung. Die Kriegs- und Friedensprophezeiungen in der französischen Presse nehmen kein Ende. Da die Franzosen mit Waffengewalt

nicht vorwärtskommen, suchen sie sich wenigstens an den hoffnungsfrohen Gaukelbildern mehr oder weniger zweifelhafter Wahrsager und Zukunftsdeuterinnen zu erfreuen: die neueste Prophezeiung, über die der „Gaulois“ berichtet, kommt aus England. Der Prophet, ein Mitglied der Londoner „Gesellschaft für Seelenforschung“, will mit Hilfe der kabbalistischen Theorien den Tag des Kriegsschlusses herausgerechnet haben. Es ist, so versichert er voll stolzer Überzeugung — der 6. Juni! Warum gerade dieses Datum? Ganz einfach — weil es dreimal die Zahl 6 enthält: der 6. Tag des 6. Monats im Jahre 1916. Der weise Prophet hat aber vergessen, daß es auch andere, viel später liegende Daten gibt, die ebenfalls dreimal die gleiche Zahl aufweisen, z. B. der 7. Juli des Jahres 1917. Es ist gar nicht auszubedenken, wohin diese kabbalistische Weisheit führen kann, da auch der 12. Dezember des Jahres 2012 dieselbe kabbalistische Gleichheit aufweist!

* * *

Neue Funde fossiler Reptilien in Deutsch-Ostafrika. Seitdem der nordamerikanische Naturforscher und Paläontologe Marsh von der großen Gruppe der fossilen Eidechsen, den Dinosauriern, einer an verschiedenartigen Formen und Größen überaus reichen Tiergruppe die Gattung der Stegosaurier abschied, hat die Wissenschaft die Kenntnis dieses Riesengeschlechtes fossiler Reptilien noch wesentlich bereichert. In den letzten Jahren wurde auch von deutscher Seite eine Expedition nach dem südlichen Deutsch-Ostafrika unternommen, die ganz besonders dieser Tiergruppe galt. Das Ergebnis war, wie Dr. G. Henning in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ ausführt, an Einzelfunden, die vielleicht einem Duzend verschiedener Formen angehören, derart reich, daß man vorläufig von einer klaren Sichtung, Präparation, Beschreibung und Bewertung der Knochenfunde noch weit entfernt ist, um so mehr, als auch hier der Krieg von starkem hemmenden Einfluß sein mußte. Die hier besonders reichlich vertretene Gattung der Stegosaurier, die durch eine Panzerung mit teilweise meterlangen Knochenstacheln und Rückenstacheln sich auszeichnen und die auch von verhältnismäßig nur sehr kleinen Dimensionen sind, konnte aber immerhin bis zur Beurteilungsmöglichkeit fertig präpariert werden. Auch für diese Tiere ist der Reichtum an Knochenelementen sehr bedeutend; in einzelnen Grabungsplätzen — in einem wurden sogar 800 bis 900 Stück, die auf eine ganze Herde von etwa 50 Tieren schließen lassen, gefunden — sogar verwirrend groß, da die Skelette natürlich nicht im ursprünglichen Zusammenhang gefunden wurden, sondern die Knochenstücke ganz verschieden großer Individuen friedlich nebeneinander ruhen. Dadurch lassen sich die Längenverhältnisse der einzelnen Extremitäten zueinander, wie Vorder- und Hinterbeine, nur sehr schwer wiederherstellen. Interessant sind Vergleiche mit dem sehr vollständig bekannten amerikanischen Stegosaurus. Die dem Laienauge vor allem auffallenden Knochenstacheln und -platten zeigen die afrikanische Form in nicht minder abwechselndem, teilweise aber in noch größerem Maße. Die Gestalt der Zähne und vieler Knochen beweist die enge Verwandtschaft der räumlich so getrennten Tiere. Besonders auffallend bei den Dinosauriern, am meisten wohl aber bei den großen, plumpen Saurapoden, ist die Anordnung des Rückenmarkes in der Kreuzbeinregion, die bei einem Stegosaurier sogar die zehnfache Größe der Gehirnhöhle desselben Tieres besaß. Man sprach daher mehr oder minder ernst von einem „Kreuzbeinhirn“ dieser Tiere, ohne natürlich diesen Nervenmassen prinzipiell andere Funktionen als sonst dem Rückenmark zuzuschreiben zu wollen. Auch in diesem Punkte zeigten die afrikanischen und amerikanischen Vertreter große Übereinstimmung. Ja sogar die beim Auszug dieser Hohlräume von der inneren Knochenwand in die Gelatine gezeichneten Weichteile, wie die früheren Nervenstränge, Blutgefäße und Hirnhäutungen, glichen einander auffallend. Auch auf die äußeren Bedingungen, unter denen diese Tiere ihr Leben verbrachten und gemeinsam endeten, auf ihre Verbreitung und ihr historisches Auftreten können die neuen Funde einiges Licht werfen. So läßt sich schon aus dem Wenigen deuten, daß die Stegosaurier in Herdenverbänden zusammen lebten. Ihre Verbreitung läßt sich in zeitlich getrennten Horizonten, von den untersten Juraschichten bis hinauf zur Kreidezeit feststellen, nur unterbrochen von einer sich plötzlich einschubenden Zone mit Moerestieren.